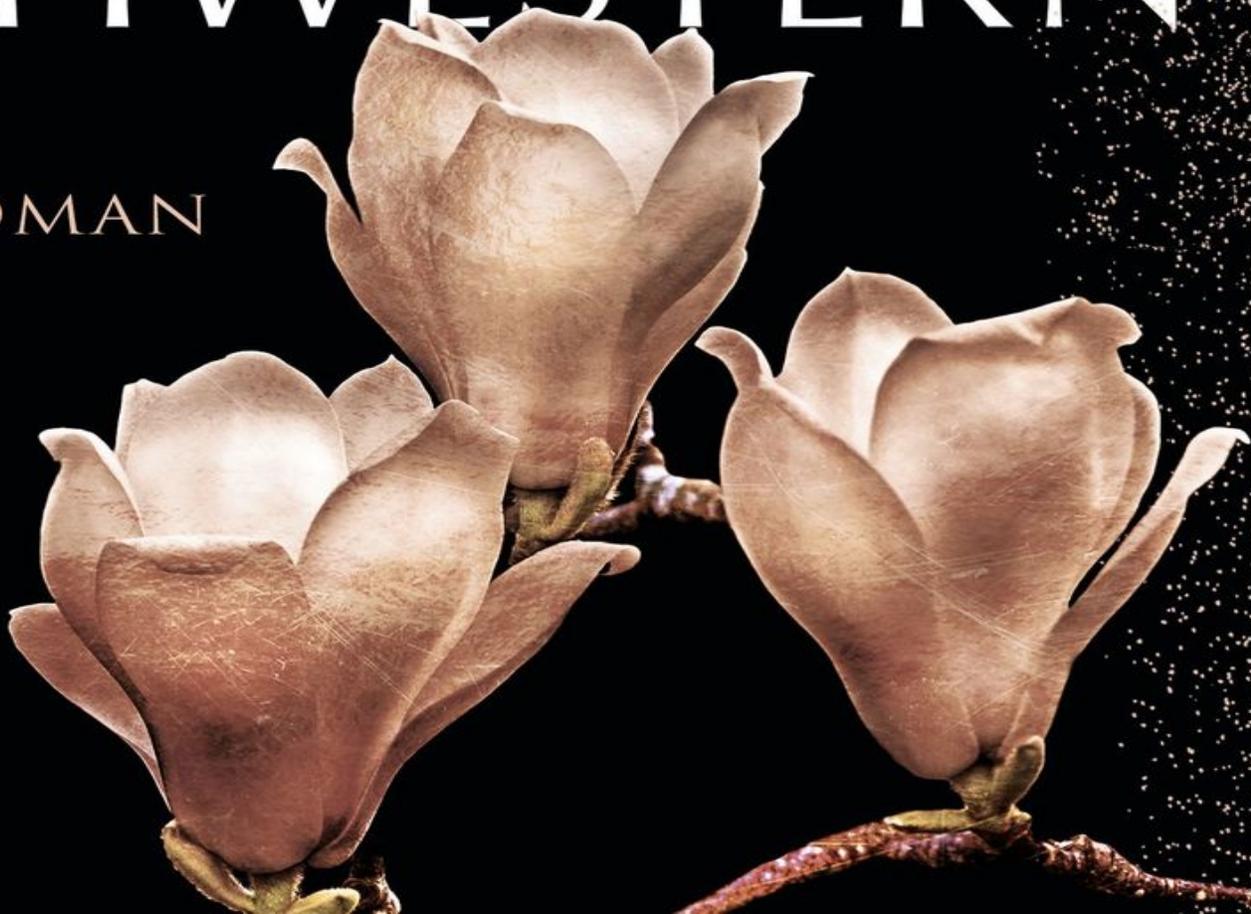


KRISTIN  
HANNAH

WINTER  
SCHWWESTERN

ROMAN



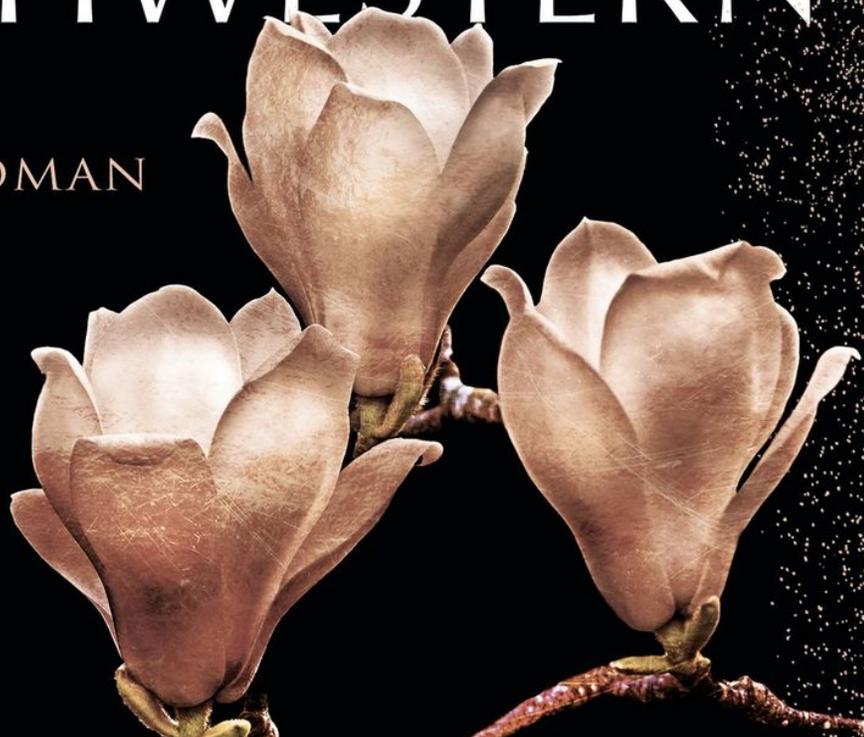
atb

KRISTIN  
HANNAH

WINTER  
SCHWESTERN

ROMAN

atb



## **Über das Buch**

Als ihr Vater stirbt, verlieren die ungleichen Schwestern Meredith und Nina Whitson ihren größten Rückhalt. Und er hinterlässt ihnen eine Bürde: Noch kurz vor seinem Tod nimmt er ihnen das Versprechen ab, sich um die pflegebedürftige Mutter zu kümmern, die ihr Leben lang keine Nähe zu ihren Töchtern zugelassen hat. Die Aufgabe gerät zur Zerreißprobe für die Familie – die Distanz zur Mutter scheint unüberwindbar. Und sie hat Spuren in der nächsten Generation hinterlassen, denn auch Meredith und Nina gelingt es nicht, sich denjenigen, die ihnen am nächsten stehen, zu öffnen. Dann aber finden sie Hinweise, was sich hinter dem Schweigen der Mutter verbergen könnte. Was sich ihnen offenbart, ist eine Geschichte unfassbaren Leids – und zugleich ein Zeugnis der Stärke der Frauen ebenso wie der Macht der Liebe.

## **Über Kristin Hannah**

Kristin Hannah, geboren 1960 in Südkalifornien, arbeitete als Anwältin, bevor sie zu schreiben begann. Heute ist sie

eine der erfolgreichsten Autorinnen der USA und lebt mit ihrem Mann im Pazifischen Nordwesten der USA. Nach zahlreichen Bestsellern waren es ihre Romane »Die Nachtigall« und »Die vier Winde«, die Millionen von Leser:innen in über vierzig Ländern begeisterten und Welterfolge wurden.

Im Aufbau Taschenbuch liegen ebenfalls ihre Romane »Die andere Schwester«, »Das Mädchen mit dem Schmetterling«, »Die Dinge, die wir aus Liebe tun«, »Die Mädchen aus der Firefly Lane« und »Liebe und Verderben« vor.

Gabriele Weber-Jarić lebt als Autorin und Übersetzerin in Berlin. Sie übertrug unter anderem Mary Basson, Imogen Kealey und Gill Thompson ins Deutsche.

# ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

**Registrieren Sie sich jetzt unter:**  
**<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>**

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir  
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Kristin Hannah

# Winterschwestern

*Ein Garten im Winter*

*Roman*

Aus dem Amerikanischen von Gabriele Weber-Jarić

 aufbau digital

# **Inhaltsverzeichnis**

**Titelinformationen**

**Informationen zum Buch**

**Newsletter**

**Widmung**

**Motto**

**Prolog – 1972**

**Kapitel 1: 2000**

**Kapitel 2**

**Kapitel 3**

**Kapitel 4**

**Kapitel 5**

**Kapitel 6**

**Kapitel 7**

**Kapitel 8**

**Kapitel 9**

**Kapitel 10**

**Kapitel 11**

**Kapitel 12**

**Kapitel 13**

**Kapitel 14**

**Kapitel 15**

**Kapitel 16**

**Kapitel 17**

**Kapitel 18**

**Kapitel 19**

**Kapitel 20**

**Kapitel 21**

**Kapitel 22**

**Kapitel 23**

**Kapitel 24**

**Kapitel 25**

## **Kapitel 26**

### **Epilog – 2010**

### **Dank**

### **Impressum**

Wer von diesem Roman begeistert ist, liest auch ...

*Für meinen Mann Benjamin, wie immer.*

*Für meine Mutter.*

*Ich hätte Dir öfter zuhören sollen,  
wenn Du aus Deinem Leben erzählt hast,  
damals, als es noch möglich war.*

*Für meinen Vater und Debbie.*

*Danke für die beste Reise aller Zeiten,  
an die ich mich noch lange erinnern werde.*

*Für Tucker,*

*den ich liebe und auf den ich stolz bin.*

*Dein Abenteuer hat gerade erst begonnen.*

*Nein, das bin nicht ich, das leidet jemand anderes.  
Ich könnte das so nicht. Und das, was geschah,  
Sollen schwarze Tücher bedecken,  
Und man soll die Laternen forttragen ...  
Nacht.*

*ANNA ACHMATOWA,  
REQUIEM*

# Prolog

1972

Die Plantage *Bjelyje Notschi*, Weiße Nächte, lag nahe dem Ufer des mächtigen Columbia River. In diesen Tagen, in denen jeder Atemzug in der eisigen Luft sichtbar wurde, herrschte dort Stille. Kahle Apfelbäume erstreckten sich in endlosen Reihen, so weit das Auge reichte, die kräftigen Wurzeln tief in der gefrorenen Erde verborgen. Je kälter es wurde, desto farbloser wurden Himmel und Erde, bis man in der verblichenen Landschaft glaubte, winterblind geworden zu sein. Ein Tag glich dem anderen, alles gefror und wurde zerbrechlich.

Doch nirgends waren Stille und Kälte so spürbar wie in Merediths Elternhaus. Meredith war erst zwölf Jahre alt, dass es ihrer Familie aber an etwas mangelte, spürte sie deutlich. Sie wünschte, ihre Familie sei wie jene im Fernsehen, fröhlich und harmonisch. Niemand, noch nicht einmal ihr Vater, den sie über alles liebte, verstand, wie verloren sie sich in den Mauern ihres Zuhauses fühlte, wie unsichtbar.

Morgen Abend jedoch würde all das anders werden.

Dann würde sie ihren Plan umsetzen und auf der Weihnachtsfeier ihr Theaterstück aufführen. Sie hatte es nach einem der russischen Märchen geschrieben, die ihre

Mutter immer erzählte. Wenn sie Glück hatte, wäre es danach genauso wie in einer Fernsehfamilie.

»Warum darf ich nicht die Hauptrolle spielen?«, fragte Nina. Es war mindestens das zehnte Mal, dass sie fragte.

Meredith drehte sich zu ihrer Schwester um, die auf dem Fußboden kniete und gerade dabei war, ein mintgrünes Schloss auf ein altes weißes Bettlaken zu malen.

Das Schloss sah merkwürdig aus, irgendetwas daran stimmte nicht. Meredith versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. »Nina, bitte, wie oft sollen wir noch darüber reden?«

»Warum kann *ich* nicht das arme Mädchen sein, das den Prinzen heiraten darf?«

»Du weißt, warum. Du bist erst neun Jahre alt, und Jeff, der den Prinzen spielt, ist dreizehn. Als Paar würdet ihr komisch aussehen.«

Nina stellte ihren Pinsel in eine leere Suppendose und hockte sich auf die Fersen. Sie hatte ein herzförmiges Gesicht, kurzes schwarzes Haar, grüne Augen und einen blassen Teint. Meredith fand, dass ihre Schwester einem Kobold ähnelte. »Darf ich das arme Mädchen im nächsten Jahr spielen?«

»Ja«, erwiderte Meredith. Voller Freude stellte sie sich vor, wie das Theaterstück zu einer Tradition ihrer Familie würde. All ihre Freunde und Freundinnen hatten solche Traditionen, nur sie nicht. Bei ihnen gab es keine

Verwandten, die an Feiertagen zu Besuch kamen, an Thanksgiving keinen Truthahn, Ostern keinen Festbraten, weder gemeinsame Tisch- noch Abendgebete. In ihrer Familie wusste man nicht einmal genau, wie alt die Mutter war.

Ihr Vater sagte, das liege daran, dass ihre Mutter Russin sei und in Amerika keine Angehörigen habe. Ihre Mutter sagte dazu nichts, sie sprach ohnehin nur selten über sich.

Nach einem kurzen Klopfen an der Tür kamen ihr Vater und Jeff ins Zimmer.

Jeff. In seiner Gegenwart kam Meredith sich stets wie eines dieser bunten Schlauchmännchen vor, die mit jedem neuen Luftstoß per Kompressor ihre Form veränderten. Sie waren Freunde seit dem vierten Schuljahr, doch seit Kurzem war alles anders, wenn sie zusammen waren, aufregender. Und manchmal, wenn er sie ansah, raubte es ihr schlicht den Atem. »Du kommst genau richtig zur Probe.«

Jeff bedachte sie mit einem Lächeln, bei dem sich ihr Puls beschleunigte. »Erzähl bloß niemandem, dass ich mitspiele. Ich will nicht, dass man sich in der Schule über mich lustig macht.«

»Was das angeht ...« Ihr Vater trat näher, noch im Overall, den er immer beim Arbeiten trug, braun mit orangefarbener Steppnaht, in den Händen die getippten Seiten des Theaterstücks. Er blickte sie ernst an, und

anders als sonst war auf seinen Lippen unter dem dichten, schwarzen Schnurrbart kein Lächeln zu erkennen. »Das ist also dein Theaterstück.«

»Ja.« Meredith stand auf. »Glaubst du, es wird Mom gefallen?«

Auch Nina erhob sich. »Was meinst du, Dad?«

Die drei sahen sich über das mintgrüne Schloss und die bereitliegenden Theaterkostüme hinweg an, und dabei dachten sie wohl alle dasselbe, nämlich, dass Anja Whitson eine kalte Frau war, bei der niemand sagen konnte, ob ihr etwas gefiel. Das wenige an Wärme, das sie in sich trug, wurde ihrem Mann zuteil, für ihre Töchter blieb kaum etwas übrig. Früher hatte Merediths Vater diesen Zustand zu überspielen versucht, hatte seine Töchter wie ein Zauberer mit seiner Liebe von der Realität ablenken wollen. Doch irgendwann war sie zum Vorschein gekommen, wie bei allen Illusionen.

Und so wussten die beiden Mädchen und ihr Vater nur zu gut, wie die Antwort auf Merediths Fragen ausfallen könnte.

»Ich weiß es nicht.« Ihr Vater griff in seine Hosentasche, holte eine Packung Zigaretten hervor. »Die Geschichten deiner Mutter ...«

»Es ist so schön, wenn Mom sie erzählt«, fiel Meredith ein.

»Weil das die einzigen Momente sind, in denen sie wirklich mit uns spricht«, sagte Nina.

Ihr Vater steckte sich eine Zigarette an und stieß eine Rauchwolke aus. »Vielleicht.« Er zog die Brauen zusammen. »Es ist nur ...«

Meredith machte einen Schritt auf ihn zu, darauf bedacht, nicht auf das grüne Schloss zu treten. Ihr war klar, weshalb er den Satz nicht beendet hatte. Keiner von ihnen konnte jemals vorhersagen, wie ihre Mutter auf etwas reagieren würde. Doch dieses Mal war Meredith sich ihrer Sache sicher. Wenn es etwas gab, das ihre Mutter liebte, dann war es das Märchen, das ihr als Vorlage für ihr Theaterstück gedient hatte. Es handelte von einem armen Mädchen, das es wagte, sich in einen Prinzen zu verlieben. »Es ist nur eine kurze Aufführung, Dad. Und sie wird jedem gefallen.«

»Also gut.«

Eine Mischung aus Hoffnung und Stolz stieg in Meredith auf. An diesem Weihnachtsfest würde sie nicht in einer Wohnzimmerecke sitzen und lesen oder in der Küche den Abwasch machen. Die Aufmerksamkeit ihrer Mutter würde ihr gelten, sie hätte bewiesen, dass sie jedes ihrer seltenen Worte gehört hatte, selbst die, die sie leise und im Dunkeln gewispert hatte.

In der darauffolgenden Stunde führte Meredith ihre beiden Schauspieler durch das Stück, obwohl nur Jeff ihrer

Anleitung bedurfte. Sie und Nina kannten das Märchen seit Jahren in- und auswendig.

Nach der Probe fertigte Meredith ein Plakat mit der Überschrift *Nur heute Abend: das große Theaterstück zum Fest*. Darunter listete sie die drei Mitwirkenden auf, sich selbst, Nina und Jeff. Anschließend besserte sie Ninas Bühnenbild aus. Retten konnte sie es nicht, wie immer hatte Nina über die vorgegebenen Ränder hinausgemalt.

Sie brachte das Machwerk ins Wohnzimmer und befestigte es an dem Ständer, an dem bei Diavorführungen die Leinwand hing. Dann nähte sie noch Pailletten auf den Tüllrock ihres Prinzessinnenkleids und ging erst gegen zwei Uhr morgens zu Bett, doch überdreht wie sie war, dauerte es noch lange, bis sie in den Schlaf fand.

Der nächste Tag schien sich endlos zu dehnen. Gegen sechs Uhr abends trafen die ersten Gäste ein, nicht viele und nur die, die jedes Jahr kamen: die Männer und Frauen, die auf der Apfelplantage und im Lagerhaus arbeiteten, zusammen mit ihren Familien, dazu eine Handvoll Nachbarn und Tante Dora, die Schwester ihres Vaters und seine einzige noch lebende Verwandte.

Meredith hatte sich oben auf die Treppe verzogen, blickte hinunter zum Eingang und überlegte, wann sie das Theaterstück ankündigen sollte.

Sie wollte sich gerade erheben, als von unten blechernes Getöse erklang.

*O nein.*

Sie sprang auf und rannte die Treppe hinunter. Es war zu spät.

In der Küche war Nina dabei, mit einem Löffel auf einen Topf zu schlagen und ein ums andere Mal »Es geht los!« zu rufen. Wie so oft hatte sie Meredith die Schau gestohlen.

Einige der Gäste lachten und betraten das Wohnzimmer, wo das Bühnenbild zwischen dem Kamin und dem hohen Weihnachtsbaum hing, den Meredith und ihre Schwester mit Lichterketten und selbst gebasteltem Weihnachtsschmuck bestückt hatten.

Davor befand sich ihre »Bühne« mit einer Straßenlaterne aus Pappmaché darauf, an der mit Klebestreifen eine Taschenlampe befestigt war.

Als alle Gäste saßen, schaltete Meredith die Wohnzimmerlampen aus und die Taschenlampe ein.

Sie huschte hinter das Bühnenbild, wo Jeff und Nina in ihren Kostümen warteten. Sie hatten nicht viel Platz. Hätte sich Meredith auch nur ein Stück zur Seite gebeugt, hätten die Gäste sie gesehen, aber es war besser als nichts.

Das Stimmengemurmel verstummte. Meredith holte tief Luft und begann die Einführung zu sprechen, an der sie so lange gearbeitet hatte. »Ihr Name lautet Vera. Sie ist ein armes Mädchen, ein Niemand. Sie lebt in einem Zauberland mit Namen Schneekönigreich, doch die Welt, die sie liebt, ist dabei, unterzugehen. Das Böse ist in ihr

Land gekommen, rollt in schwarzen Kutschen durch die Gassen. Der Schwarze Ritter hat die Kutschen ausgesandt. Er will das Schneekönigreich und seine Bewohner vernichten.«

Nun trat Meredith hinter dem Bühnenbild hervor, vorsichtig, damit sie nicht über den Saum ihres langen Rocks stolperte. Sie blickte ins Publikum. Ihre Mutter saß ganz hinten, in der Hand ein Cocktailglas, und selbst inmitten ihrer Gäste wirkte sie isoliert. Einen Moment lang verbarg der aufsteigende Zigarettenrauch ihr schönes Gesicht, dann sah sie Meredith direkt an. Etwas, das nur selten vorkam.

»Komm, Schwester«, sagte Meredith und bewegte sich auf die Straßenlaterne zu. »Die Kälte soll uns nichts anhaben.«

Nina trat ebenfalls hervor. Sie trug ein altes Nachthemd und ein Kopftuch. Händeringend schaute sie zu Meredith. »Glaubst du, es ist der Schwarze Ritter?«, rief sie viel zu schrill. Im Publikum wurde gelacht. »Ist es sein böser Zauber, der für diese Kälte sorgt?«

»Nein.« Meredith schüttelte den Kopf. »Mich fröstelt, weil unser Vater fort ist. Wann bloß wird er wiederkommen?« Meredith hob die Hände und seufzte dramatisch. »Überall sind Kutschen, und der Schwarze Ritter wird immer mächtiger. Vor unseren Augen lösen sich Menschen in Rauch auf.«

»Sieh nur!« Nina wies auf das grüne Schloss. »Da ist der Prinz.« Es gelang ihr, ehrfürchtig zu klingen.

Jeff kam auf die Bühne, in Jeans, blauem Sakko und mit einer goldenen Papierkrone auf dem weizenblonden Haar. In der Hand hielt er zwei Seidenrosen. Er war so schön, dass Meredith kurz vergaß, was sie zu sagen hatte.

Auch er schwieg für einen Moment und fühlte sich sichtlich unwohl, die Röte in seinem Gesicht verriet es deutlich. Er hatte nur mitgemacht, weil er so ein guter Freund war. Doch dann lächelte er, als wäre Meredith tatsächlich seine Liebste.

Er hielt ihr die beiden Seidenblumen hin. »Ich habe dir Rosen mitgebracht.«

Sie berührte seine Hand, und plötzlich wusste sie wieder, wie ihr Text lautete. Aber bevor sie den Mund öffnen konnte, war ein lautes Klirren zu hören.

Meredith fuhr herum und sah ihre Mutter mitten im Publikum stehen, regungslos, mit bleichem Gesicht und blitzenden blauen Augen. Blut floss ihr über die Finger, und selbst von ihrem Platz erkannte Meredith, dass eine Scherbe in der Hand ihrer Mutter steckte. Sie musste ihr Cocktailglas zerdrückt haben.

»Genug«, sagte sie scharf. »Das ist keine Unterhaltung für ein Weihnachtsfest.«

Die Gäste sahen aus, als wüssten sie nicht, was sie tun sollten. Keiner von ihnen sagte etwas, einige standen auf.

Merediths Vater trat zu ihrer Mutter, legte einen Arm um sie und wollte sie an sich ziehen. Sie versteifte sich. Nicht einmal ihm zuliebe war sie bereit, nachzugeben.

»Ich hätte euch diese kindischen Märchen nicht erzählen sollen«, sagte sie. In ihrem Zorn wurde ihr russischer Akzent stärker. »Ich hätte daran denken müssen, wie gedankenlos und gefühlsduselig Mädchen sind.«

Gedemütigt senkte Meredith den Kopf.

Ihr Vater führte ihre Mutter in die Küche, wahrscheinlich, um ihre Hand von den Scherben zu befreien und das Blut abzuwaschen.

Die Gäste verließen das Haus, eilig, als wäre es die *Titanic* und die Rettungsboote warteten vor der Tür.

Jeff sah Meredith mitfühlend an. »Meredith«, sagte er, in der Hand noch die beiden Rosen.

Sie stürmte an ihm vorbei aus dem Raum. Erst in der Dunkelheit des Flures blieb sie schwer atmend und mit brennenden Augen stehen. Sie hörte ihren Vater, der in der Küche versuchte, seine aufgebrachte Frau zu beruhigen.

Gleich darauf fiel die Haustür ins Schloss. Jeff war gegangen.

Und dann war Nina da. »Was hat Mom denn?«, fragte sie.

»Wer weiß das schon?« Meredith zuckte mit den Schultern. »Sie ist so eine blöde Kuh.«

»So was darf man nicht sagen.«

Meredith hörte das Beben in Ninas Stimme und wusste genau, wie schwer es für sie war, nicht zu weinen. Sie nahm die Hand ihrer Schwester.

»Was sollen wir denn jetzt tun?«, flüsterte Nina. »Sagen, dass es uns leidtut?«

Meredith erinnerte sich an das letzte Mal, als sie ihre Mutter wütend gemacht und sich dafür entschuldigt hatte. »Das wird sie nicht interessieren. Das kannst du mir glauben.«

»Aber was sollen wir sonst tun?«

Meredith wollte sich stark fühlen, wie vor Beginn der Aufführung, doch sie hatte ihren Mut und ihr Selbstvertrauen verloren. Sie sagte sich, dass ihr Vater später in ihr Zimmer kommen würde. Er würde sie zum Lachen bringen, sie in die Arme nehmen und ihnen erklären, dass ihre Mutter sie liebe. Und Meredith würde sich wünschen, sie könnte ihm glauben. Wieder einmal.

»Ich kann dir sagen, was *ich* tun werde.« Sie ging in Richtung Küche, bis sie ein Stück ihrer Mutter sah – das schmal geschnittene schwarze Samtkleid, einen blassen Arm und ihre schneeweißen Haare. »Ich werde ihr nie mehr zuhören, wenn sie uns eins ihrer kindischen Märchen erzählt.«

*Wir wissen nicht, wie man Abschied nimmt.*

*Wandern weiter, Schulter an Schulter.*

*Langsam wird es dunkel.*

*Du bist in Gedanken, ich schweige.*

*ANNA ACHMATOWA, DIE WEISSE SCHAR*

# Kapitel 1

# 2000

Sah man so mit vierzig aus? Anscheinend. Wurde sie deshalb seit einer Weile nicht mehr mit »Miss«, sondern als »Ma'am« angedredet? Ohne Übergang war es dazu gekommen. Weitaus schlimmer war jedoch, dass die Spannkraft ihrer Haut nachließ und sich in ihrem Gesicht erste Fältchen zeigten. Zudem war ihr Hals voller geworden. Nur grau war sie nicht geworden, das war ein Trost. Ihr kastanienbraunes Haar, das sie in einem einfachen, schulterlangen Bob trug, war noch immer dicht und glänzend. Und doch war es ihr Blick, der sie endgültig verriet; er wirkte müde, ganz gleich um welche Uhrzeit.

Meredith wandte sich vom Badezimmerspiegel ab, zog das lange T-Shirt aus, das sie nachts getragen hatte, streifte Jogginghose, Sweatshirt und Socken über. Ihr Haar fasste sie am Hinterkopf zu einem kurzen dicken Pferdeschwanz zusammen.

Als sie durch das dunkle Schlafzimmer tappte, hörte sie ihren Mann leise schnarchen und wäre am liebsten wieder zu ihm ins Bett gekrochen. Früher hätte sie es getan und sich unter der warmen Decke an ihn gekuschelt.

Lautlos zog sie die Schlafzimmertür hinter sich zu. Im Flur sorgten uralte Nachtlichter für trübe Beleuchtung. Sie ging an den geschlossenen Türen der Kinderzimmer vorbei, deren ehemalige Bewohnerinnen nun schon lange keine

Kinder mehr waren. Ihre Tochter Jillian war neunzehn und studierte an der University of California in Los Angeles Medizin im zweiten Studienjahr. Maddy, Merediths »Baby«, war achtzehn. Sie hatte vor Kurzem ihr Studium an der Vanderbilt University in Nashville aufgenommen.

Seitdem ihre Töchter fort waren, kam Meredith das Haus - ebenso wie ihr Leben - stiller und leerer vor, als sie es erwartet hätte. Zwanzig Jahre lang hatte sie alles getan, um ihren Töchtern die Mutter zu sein, die sie selbst nicht gehabt hatte. Und es war ihr geglückt, alle drei waren sie einander eng verbunden. Doch nun, da die beiden nicht mehr da waren, fühlte Meredith sich ziellos, vielleicht sogar nutzlos. Was lächerlich war, sie hatte genug zu tun. Aber die Mädchen fehlten ihr.

Man muss es nehmen, wie es kommt, sagte sie sich. Das schien ihr bereits seit einer Weile die beste Devise zu sein.

Unten im Wohnzimmer knipste sie die elektrischen Kerzen des Weihnachtsbaums an. Im Flur sprangen ihr die beiden Huskys, Luke und Leia, kläffend und schwanzwedelnd entgegen.

»Runter!«, befahl sie, kraulte die Hunde hinter den Ohren und öffnete ihnen die Hintertür. Kalte Luft schlug ihr entgegen. In der Nacht hatte es wieder geschneit, und der Schnee schimmerte wie Perlmutter auf den Feldern.

Als Meredith in den dunklen Morgen hinaustrat, konnte sie ihren Atem sehen. Im tiefen Grau des Himmels deuteten

sich die ersten hellen Streifen an.

*Zehn nach sechs.*

Genau die richtige Zeit.

Meredith lief langsam los, gewöhnte sich an die Kälte. Sie trabte die unbefestigte Straße hinunter, die am Haus ihrer Eltern vorbeiführte, und wurde schneller. Von dort ging es über einen Feldweg und einen Hügel hinauf, am Golfplatz vorbei und wieder zurück. Alles in allem vier Meilen. Beinahe jeden Morgen legte sie die Strecke zurück, was blieb ihr auch anderes übrig? Sie war hochgewachsen, ihr Körperbau stämmig, mit breiten Schultern, ausladenden Hüften und großen Füßen. Sogar in ihrem ovalen Gesicht mit dem hellen Teint wirkten die einzelnen Bestandteile überdimensioniert – der breite Mund, die großen braunen Augen, die buschigen Augenbrauen und dazu das dicke Haar. Wenn sie einigermaßen attraktiv sein wollte, musste sie auf ihr Äußeres achten, musste joggen und Diät halten.

Als sie den Rückweg einschlug, wurde es heller, die weißen Schneegipfel der bergigen Kaskadenkette traten leuchtend aus dem Grau des frühen Morgens hervor.

Die zahllosen kahlen Apfelbäume unten in der verschneiten Plantage sahen aus, als hätte jemand ein weißes Tuch mit braunem Faden bestickt. Dieses fruchtbare Stück Land war seit fünfzig Jahren im Besitz ihrer Familie. In der Mitte stand das Haus, in dem Meredith aufgewachsen war. *Bjelyje Notschi*. Sogar im

dunstigen, blassen Licht des frühen Morgens wirkte es pompös, fehl am Platz.

Auf dem Weg hinauf zu ihrem eigenen Haus beschleunigte Meredith ihren Schritt erneut, wurde so schnell, dass sie kaum noch Luft bekam und Seitenstechen spürte.

Vor der Veranda hielt sie keuchend inne und genoss ein letztes Mal den Blick über das Tal.

Im Haus fütterte sie die Hunde, stellte ihnen frisches Wasser hin und eilte nach oben. Als sie das Bad betreten wollte, kam Jeff ihr mit um die Hüfte geschlungenem Handtuch und nassem Haar entgegen. Er drehte sich wortlos zur Seite, um sie vorbeizulassen. Sie tat das Gleiche.

Um zwanzig nach sieben föhnte sie ihr Haar trocken. Punkt halb acht war sie fürs Büro angekleidet, mit schwarzer Hose und grüner Bluse. Lidstrich, Wimperntusche, Rouge und ein Hauch Lippenstift, und sie war fertig.

Am Küchentisch saß Jeff auf seinem Stammplatz und las die *New York Times*. Die Hunde schliefen zu seinen Füßen.

Jeff hatte Kaffee gekocht. Meredith schenkte sich eine Tasse ein. »Möchtest du noch einen Schluck?«

»Nein, danke«, antwortete er, ohne aufzusehen.

Sie rührte Sojamilch in ihren Kaffee und beobachtete, wie sich die Kaffeefarbe veränderte. Wie distanziert sie und Jeff

in letzter Zeit miteinander umgingen. Wie Fremde oder ein Paar, das sich über seine Beziehung keine Illusionen mehr machte. Sie sprachen über die Arbeit oder ihre Töchter, andere Themen schien es nicht mehr zu geben. Halbherzig versuchte Meredith, sich zu erinnern, wann sie zum letzten Mal miteinander geschlafen hatten. Es fiel ihr nicht ein.

Vielleicht war das normal. Ganz sicher sogar. Wenn man seit so langer Zeit verheiratet war, gab es fraglos Phasen, in denen man sich nicht viel zu sagen hatte. Doch wenn sie daran dachte, wie innig und leidenschaftlich ihre Liebe einmal gewesen war, stimmte der jetzige Zustand sie traurig.

Bei ihrem ersten Date war sie vierzehn gewesen. Sie und Jeff hatten im Kino *Frankenstein Junior* gesehen, noch immer einer ihrer Lieblingsfilme. Danach hatte sie für andere Jungs keine Augen mehr gehabt. Wie seltsam, dachte sie, sie war eigentlich nie der romantische Typ gewesen, doch irgendwann hatte sie sich hoffnungslos in Jeff verliebt. Zuvor war er nur ihr bester Freund gewesen.

Sie hatten jung geheiratet, vielleicht zu jung. Dann waren sie zum Studium nach Seattle gezogen, wo sie abends und an den Wochenenden in verrauchten Bars jobbte. Jeff und sie wohnten im Studentenviertel, in einem winzigen Apartment, das sie geliebt hatte. Im letzten Studienjahr war sie schwanger geworden. Zuerst war sie in Panik geraten, hatte Angst gehabt, wie ihre Mutter zu werden

und das Kind abzulehnen. Doch schon bald hatte sie erleichtert festgestellt, dass sie ganz anders war als ihre Mutter. Sie liebte ihre Tochter, und vielleicht war es gut, dass sie bei ihrer Geburt noch so jung war, denn ihre Mutter war alles andere als eine junge Mutter gewesen.

Nun sah sie, dass Jeff den Kopf schüttelte. Es war eine kaum merkliche Geste, doch sie hatte seine Regungen von jeher wahrgenommen. Die Distanz zwischen ihnen schien ihr zuletzt wie ein Pfeifton, auf einer so hohen Frequenz, dass nur sie ihn hören konnte.

»Was ist?«, fragte sie.

»Nichts.«

»Du hast den Kopf doch nicht wegen nichts geschüttelt.«

»Ich hatte dich etwas gefragt.«

»Ich habe es nicht gehört. Frag noch mal.«

»War nicht wichtig.«

»Dann eben nicht.« Sie ging ins Esszimmer.

Zahllose Male war sie diesen Weg schon gegangen, doch als sie unter der altmodischen Deckenleuchte stand, an der ein sinnloser künstlicher Mistelzweig hing, sah sie sich im Geist selbst: eine vierzigjährige Frau mit einer Kaffeetasse in der Hand. Sie betrachtete den Esstisch. Zwei Plätze waren nun leer, nur sie und ihr Mann nahmen noch daran Platz.

Einen Moment lang fragte sich Meredith, welches andere Leben sie hätte führen können. Was, wenn sie nicht hierher